Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 6 (1916)

Heft: 7

Artikel: Meine erste Geschichtsforschung

Autor: Gfeller, Simon

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-633807

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

amerikanischen Reportern wußte er zu berichten, er habe den Auftrag, alle Berühmtheiten der neuen Welt zu porträtieren, um für das Berner Bundeshaus ein Riesengemälde zu schaffen, ein Dokument republikanischer Sympathie. So kam Buchser gleich nach seiner Ankunft dazu, die populärsten Persönlichkeiten der Union zu malen, Generale, die sich im Sezessionskriege auszeichneten, Politiker und Staatsmänner. Die Bildnisse wurden in Washington ausgestellt und machten Buchser rasch zum berühmten Mann.

Die Buchser-Ausstellungen, die Anfang der siebziger Jahre in Basel und Zürich stattgefunden haben, brachten wertvolle Anerkennung. Gottfried Keller widmete dem Kunstereignis eine Besprechung in der „Neuen Zürcher Zeitung", wo er hervorhob, wie sehr die amerikanischen Landschaften vom malerischen Standpunkt aus aufgefaßt seien; „ein prachtvolles Stück stillwaltender Natureinsamkeit" nennt er eine der virginischen Landschaften. Auch Jakob Burkhardt hat Buchser eine ungemeine Schätzung entgegengebracht. Ein Dokument der Freundschaft mit Gottfried Keller ist das Porträt des Dichters, das Buchser 1872 gemalt hat — mehr ein Buchser als ein Keller: das Temperament des lebenslustigen und keinem weltlichen Genuß abholden Malers überwiegt bei weitem das gediegene, lebenstüchtige Element, das wir bei Keller doch vor allem erwartet hätten.

Ueber besondere literarische Bildung oder feinere Kultur hat übrigens Buchser nicht verfügt. So sehr er aber Draufgänger und reiner Temperamentsmensch war — er hatte ein gutes Herz, das sich vor allem in dem innigen Verhältnis zur Mutter, in der seltenen Bruderliebe gezeigt hat. Zur Mutter in Feldbrunnen kehrte er stets gerne zurück, im Gedanken an sie arbeitete er in jungen Jahren an seiner Vervollkommnung; als ihm das Mütterchen entrissen wurde, schien ihm die Welt leer und öde. Ein bleibendes künstlerisches Denkmal hat er der Verblichenen geschaffen in ihrem lebenswahren Bildnis (Museum zu Solothurn). Aus der weitern Familie hat dem Maler sein Onkel und Pate in Bern, Herr Wetli, am nächsten gestanden, dessen hervorragendes Bildnis nebst dem feinen Porträt seiner Frau um 1879 entstanden ist. Im Bildnis des Herrn Wetli hat Buchser seinen Stil aufs Höchste gebracht: die kraftvolle Modellierung, die nur auf Grund glänzender Formbeherrschung möglich ist, geht Hand in Hand mit heller und dabei äußerst tonfeiner Farbgebung.

Spanien sah Buchser 1879 nochmals; er setzte wieder nach Marokko hinüber, wo er während des ganzen Sommers 1880 unter brennender Sonnenglut im Freien malte. Was er hier an Helligkeit der Landschaft, aber auch an Grazie und Adel der einheimischen Volkstypen, der nackten Sudanesinnen und verführerischen Riffegnas gemalt hat, gehört zum Reifsten und Schönsten in seinem reichen Schaffen. 1882 und 1887 fuhr er wieder nach Italien, 1883 und 1884 ist er in Korfu, Albanien, Dalmatien und Montenegro; von der ersten Reise haben wir Bleistiftskizzen und ein paar Oelstudien als künstlerische Belege dafür, daß dem offenen Auge nichts Charakteristisches und Malerisches entging. Die Reise von 1884 war an Ausbeute reicher: Studien und Bilder von silbrig schimmernden Olivenhainen unter durchsichtig klarer Atmosphäre und die oft wiederkehrende künstlerische Verklärung einer wundervoll gewachsenen Griechin, die meist als Spinnerin leichten Schrittes durch Haine von Zypressen und Oelbäumen wandelt.

Der Fünfzigjährige war noch nicht gewillt, sich seines Temperamentes zu begeben. Man erzählt sich aus seinem letzten Lebensjahrzehnt noch manche Anekdote, darin Kraftworte oder -taten eine Rolle spielen. Bei Kunstdebatten, etwa mit einem Zeitungsmann, konnte gelegentlich Blut fließen — wenn auch nicht so viel wie vorher Veltliner oder Dôle geflossen war, den die Brüder Buchser in ihrer Wirtschaft zu Feldbrunnen selbst ausschenkten, weniger als Wirte, denn als Gesellschafter, die gerne ein paar unterhaltende Genossen zum Jassen und Plaudern bei sich sahen. Bis in die letzten Jahre ging Buchser ins Freie; ein noch nasses Bild hat 1890 auf seiner Staffelei gestanden, als er die Augen schloß; von den jüngern Künstlern war es vor allem Cuno Amiet, der dem erfahrenen, so außerordentlich persönlichen Meister die unverbildete Anschauung und Wiedergabe der Natur verdankt. —

Meine erste Geschichtsforschung.

Von Simon Gfeller.

Meine erste Bekanntschaft mit der Weltgeschichte schloß ich als zehnjähriger Bub. Eines Tages fiel mir das Buch der Weltgeschichte von Bredow in die Hände. Bei was für einem Anlaß es in unsere Familie hereingeschneit kam, erinnere ich mich nicht mehr; ich weiß bloß noch, daß es an einem Samstag war. Am liebsten hätte ich alle Arbeit liegen gelassen und mich sofort heißhungrig über den Leckerbissen hergemacht. Daran war aber vorläufig nicht zu denken; ich mußte draußen in der Tenne dem Vater und den Brüdern Flachs riffeln helfen. Die Tennstore standen sperrangelweit offen und von einer Tennwand zur andern spannte sich der Stemmbaum mit den kammartigen Flachsriffeln. Durch diese wurde das Kopfende des Flachses gerissen; Handvoll um Handvoll mußte ich dem Vater reichen. Die reifen, gedörrten Samenkörnlein rieselten unter den Stemmbaum und türmten sich immer höher zu einem Haufen. Die geriffelten Hampfeln (Handvoll) wurden kreuzweise übereinandergelegt und wieder zu Bürden gebunden. Meine Arbeit war eine leichte und nahm nur die Hände in Anspruch. Wollten aber die Gedanken zu meinem Buche abirren, dann winkte der Vater zur Umkehr, indem er mir mit der erhobenen Flachshampfel drohte. Es war für mich keine leichte Geduldsprobe, auf dem Platze zu bleiben, ohne genügend beschäftigt zu sein, doch tröstete ich mich auf den Abend und kommenden Sonntag.

Am andern Morgen rückte ich mit meinem Buche schon in aller Frühe aus, um ein ungestörtes Ecklein zu suchen, und kam zum Flachsbürdenhaufen hinter dem Haus. Man hatte sich mit Aufschichten nicht unnötig versäumt, weil der Flachs noch einmal aufs Feld mußte, um fertig geröstet zu werden. Im Nu hatte ich mir aus Flachsbürden ein nettes, ruhebettähnliches Sitzplätzchen erstellt und es mir bequem gemacht. Endlich durfte ich den Durst meiner Wißbegierde stillen. Das Buch auf Geratewohl öffnend, stieß ich auf die Kriege zwischen den Persern und Griechen; Miltiades und Marathon waren die ersten Sterne, die an meinem Gesichtshimmel aufgingen. Sie glänzten hell und der Schein drang mir ins innerste Herz hinein. Mit heißen Backen las ich weiter und marschierte im Geiste mit bis zum Engpaß von Thermopyläa. Unter Schauern der Begeisterung, die mir das Haar sträubten, erlebte ich den Heldenkampf und Heldentod des Leonidas und seiner Griechen. Das ergriff mich so, daß ich nicht weiter lesen konnte, sondern zur Tat übergehen mußte.

Hinter der Wetterwand lag ein Haufen geschneitete Tannenäste. Dort las ich mir einen ebenrecht krummen aus, eilte mit ihm auf den Küferstuhl und zugmesserte mir einen Säbel zurecht, dessen Griff ich mit Reiswellendraht umzog. Ob die Griechen just mit solchen Krummsäbeln gefochten, kümmerte mich nicht stark; Tatsache war,

daß unser Landjäger eine ähnliche Wehr an seiner Seite trug, wodurch mir ihre Verwendbarkeit genügend erwiesen schien. Eine gespitzte Bohnenstange versah den Dienst als Spieß, einer dicken Packschnur fiel die Ehre zu, den Leibgurt vorstellen zu dürfen. So gerüstet, durfte ich wohl in den Krieg ziehen.

Zum Kriege gehören aber noch andere Dinge als nur eine Waffenrüstung. Vor allem sollte auch ein Gegner vorhanden sein. Leider fehlte mir gerade diese Hauptsache. Unser väterliches Gehöft lag einsam und kein Spielkamerad befand sich in der Nähe, der den Feind hätte vorstellen können. So mußten denn die unschuldigen Flachsbürden herhalten; an jemandem mußte ich meine Kampfwut unbedingt auslassen. Ich fuhr auf die armen Dinger los mit Hauen und Stechen, daß sie herunterpurzelten und übereinander rollten. Es war ein grausiges Schlachten; bald sahen sie alle ganz jämmerlich zerfetzt aus, und ich durfte mir mit gutem Gewissen einbilden, sie seien sämtlich mausetot. Jetzt galt es, die Fliehenden zu verfolgen. Als Flüchtlinge betrachtete ich die hohen Ackerampferstöcke in der Hofstatt und die Erlenbüsche des unten angrenzenden Reutholzes. Ihnen erging es jetzt schlimm. „Ha!" fuhr ich den nächsten an, „hast wohl gemeint, du seiest entronnen; aber mir entrinnt keiner. Da hast du!" Sein Kopf flog vom Rumpfe. Dann ereilte ich den Zweiten und schmetterte ihn ins Gras. Rauz und bauz flogen auch der Dritte und Vierte entzweigeschnitten in die Luft. Nicht besser erging es dem Fünften und Sechsten. Nun war ich bei den Erlenstöcken angelangt. Die boten hartnäckigeren Widerstand. „Was," entrüstete ich mich, „ihr wollt trotzen und nicht weichen. Wehe euch!" Erbarmungslos ließ ich meinen Säbel auf sie niedersausen. Getroffen und geknickt sank Zweig um Zweig. Nicht eher hielt ich ein, bis mir die Klinge splitterte und der Schweiß unter dem Kinn zusammentropfte. Jetzt aber durfte ich mich wohl ans Wegbord setzen und verschnaufen; ich hatte die Schlacht bei Marathon glänzend gewonnen.

Allzulange jedoch durfte ich nicht der Ruhe pflegen; die Perser kehrten ja wieder, und ich mußte sie am Engpaß von Thermopyläa erwarten. Vorerst galt es, meine Waffen aufs neue instand zu setzen. Der Säbel wurde als untauglich befunden, der Spieß hingegen brauchte bloß ein wenig nachgespitzt zu werden. Einiges Kopfzerbrechen verursachte mir auch die Frage: Wie den Engpaß darstellen? Wieder mußten mir die Flachsbürden aus der Klemme helfen. Ich schichtete sie so auf, daß eine Höhle entstand. Den Rücken deckte mir die Hauswand. Bevor ich in die Höhlung hineinkroch, studierte ich noch einmal den Verlauf der Schlacht und besichtigte dann meine Festung. Ich fand sie so übel nicht; nur einen Nachteil hatte sie: der Gebrauch von Schlagwaffen war ausgeschlossen, und ich mußte auf den Knien kämpfen. Dafür konnte ich, wie die alten Griechen, am Schatten fechten. Also bezog ich denn meine Stellung und harrte der Dinge, die da kommen sollten. Den Persern pressierte es jedoch nicht, offenbar fürchtete sich Xerxes. Da wurde mir das Warten zu dumm; ich eröffnete die Schlacht selber. Wütend guselte ich ein paarmal mit meinem Spieß aus dem Hohl heraus und bohrte schreckliche Löcher in die leere Luft. Dazwischen krakehlte und schrie ich: „Kommt nur, ihr Perserhunde, wenn es euch gelüstet; komm jetzt, Xerxesli, wenn du darfst!" Plötzlich fiel eine Bürde herunter — der Feind war also da! Nun galt es ernst — einer allein gegen eine Million, das war kein Kinderspiel! Ich klemmte die Lippen zusammen, biß die Zähne aufeinander, rollte die Augen, zischte, fauchte, knurrte und stach wie toll. Die Zehntausend Unsterblichen rückten an — ich überwand sie alle. Xerxes ließ seine Scharen gegen mich heranpeitschen; aber nicht einer kam lebendig in meine Höhle. Nun stand zwar im Buche geschrieben, ein Verräter habe die Perser auf einem Geißenweglein über den Berg geführt und die Griechen seien trotz ihrer heldenmütigen Gegenwehr am Ende unterlegen. Aber mußte denn allemal — so sagte ich mir — ein solch hundshääriger, himmeltrauriger Schuft dazwischen fahren? Mußten wirklich allemal diese strahlenden Helden die Ueberwundenen sein? Einmal, ja, konnte eine solche heillose Ungerechtigkeit vorkommen, aus Versehen vielleicht. Aber nirgends stand geschrieben, daß das nun bis ans Ende der Welt so bleiben müsse. Kurz, ich war fest entschlossen, auch diese Schlacht zu gewinnen, Geschichte hin, Geschichte her.

Während ich so kaltblütig an einer Geschichtsfälschung plante, wurden auf einmal Tritte vernehmlich. „Wo steckt der Bub wieder? Sechsmal kann man zum Mittagessen rufen, er hört nichts!" Die Schritte kamen näher. Ich hielt mich in meinem Schlupfwinkel mäuschenstill, denn mir ahnte nichts Gutes. „So, so," hörte ich den Vater sagen, „wer hat die Flachsbürden so verhürscht und zerkauzt; millionenwetter, wie sieht das aus! Und was ist das mit der Stande da?" Der Vater zog daran, und ich ließ sie fahren. „Da hinten wird er sein, alemarsch hervor mit dir." Eine schwere Hand kam ins Loch gefahren, und die fünf begierig ausgestreckten Finger fürchtete ich mehr als vorhin die Million Perser samt den Zehntausend Unsterblichen. Die Fünfe packten mich, rissen mich hervor und stellten mich auf die Füße, nicht gerade sanft. „Sieh da, Süchelbub, was du angerichtet hast! Gestern konnten wir Sorge tragen und alle Hälmchen zusammenlesen, und heute kommst du und verteufelst und geschändest alles."

Ich möchte nicht behaupten, daß die Sehkraft meiner Augen in jenem Moment besonders scharf oder groß gewesen sei; ich mußte zu ängstlich blinzeln. Was ich sah, war immerhin schlimm genug. In meinem Eifer hatte ich wirklich übel gehaust und am Wetterleuchten des väterlichen Gesichtes merkte ich, daß es mir nicht in Gottes Namen durchgehen werde. Diesmal schlug's ein, das stand fest. Ehe ich ein Wörtlein zur Entschuldigung vorbringen konnte, brach das Ungewitter schon los. Tätsch gab's, links und rechts und über das Sitzleder und zum Nachtisch eine tüchtige Portion Haaris; Vater pflegte alles, was er anfing, sehr gründlich durchzuführen. Als alle Körperteile genügend bedacht waren und mich der Vater fahren ließ, tanzte mir die ganze Welt ringsum und ich stürzte über eine Flachsbürde. Ein Weilchen ließ er mich versurren, dann mußte ich zu Tische; die andern hatten schon beinahe fertig gespeist.

Nach dem Essen mußte ich die Flachsbürden ordentlich aufschichten und alle Streuhalme sorgsam zusammenlesen. Glücklicherweise war mein Geschichtsbuch völlig unversehrt geblieben und verhalf mir noch zu mancher schönen Stunde. Doch hütete ich mich, mischte mich in Zukunft weniger handgreiflich in die großen Welthändel und beging keine leichtsinnigen Geschichtsfälschungen mehr.

Später, im Seminar, kamen mir meine Vorkenntnisse in der Weltgeschichte wohl zustatten und an meiner ersten Auffassung brauchte ich gar nicht wesentlich zu korrigieren. Wenn mir auch niemand erklärt hatte, was ein Verräter oder Tyrann sei, ich hatte es doch begriffen; so etwas geht einem rechten Jungen zu ganzer Wand ein. Und wenn unser lieber, alter Geschichtslehrer Griechengeschichte repetierte:

„Wanderer, kommst Du nach Sparta, so sage den Bürgern, Du habest . . . ." und den Zeigefinger heischend gegen die Klasse ausstreckte: „Was habest?" . . . Dann konnte ich auf erstes Begehren weiterfahren: „. . . . uns hier liegen gesehen, unsern Gesetzen getreu!" Dann hieß es: „Brav, mein Sohn, Du begommst emal e großes G und das heißt: Gut."

Die andern Seminaristen hatten halt die Geschichte nur gelesen und erzählen gehört. Ich hingegen hatte bei Thermopyläa mitgekämpft und war mit Leonidas gefallen, darum mußte ich Bescheid wissen.